



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Wie konnte Otto Rehhagel 2004 Europameister werden, Paul Gascoigne in einer einzigen Nacht ein ganzes Land verändern und Franz Beckenbauer Ende der Siebzigerjahre New York erobern?

Lucas Vogelsang schaut noch einmal genau hin und erzählt in seinem neuen Buch von den langen Augenblicken nach dem Abpfiff, dem schnellen Leben nach der Karriere, den kleinen und großen Dramen des Spiels. So nimmt er uns mit, auf eine Ehrenrunde durch die Momente und Zitate, hinein in die Erinnerungen und den Jubel. Und liefert damit, ganz nebenbei, auch die nächste Ladung Legenden.

Seine NACHSPIELZEITEN sind eine literarische Verbeugung. Vor dem Fußball. Und den Menschen, die ihn prägen.

LUCAS VOGELSSANG, geboren 1985, ist ein Kind der Bundesliga. Da es zum Fußballer aber nicht reichte, wurde er Autor. Seitdem hat er für den *Tagesspiegel*, den *Playboy*, *WELT AM SONNTAG* und den *Stern* geschrieben. Er konnte einen Henri-Nannen-Preis, einen Deutschen Reporterpreis und, am Ende doch auf dem Platz, einen inoffiziellen Europameister-Titel in Rom gewinnen. 2021 erschienen seine ZEITLUPEN. Denn der Fußball schreibt die besten Geschichten. Lucas Vogelsang ist Teil des Podcasts *FUSSBALL MML* und spielt für die deutsche Autorennationalmannschaft. Er lebt in Berlin.

LUCAS VOGELSANG

NACHSPIEL ZEITEN

Denn der Fußball schreibt die
besten Geschichten

TROPEN SACHBUCH

Tropen

www.tropen.de

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover-Gestaltung und Illustration: © www.handsofgod.football

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50224-4

E-Book ISBN 978-3-608-12233-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Football, bloody hell!

SIR ALEX FERGUSON

*Alles, was ich über Moral und
Verpflichtungen weiß,
verdanke ich dem Fußball.*

ALBERT CAMUS

INHALT

9 Vorwort

Das Spiel, die Welt und ich

21 Die Stimme des Königs

Otto, die Griechen und das Wunder

65 Looking for Mehmet

Scholl, die Witze und der deutsche Fußball

99 Profis unter Palmen

Die Männer, der Dschungel und
die Authentischkeit

129 Die Rollen seines Lebens

Tim Wiese, der Mensch und die Maschine

181 Der Plattenspieler

DJ Ferry, die alte Dame und die Musik

201 Gute Freunde kann niemand trennen

Der Kaiser, der König und die große Liebe
in New York

235 Schweine und Diamanten

Gazza, Vinnie und der lange Kampf

299 Hintermannschaft

VORWORT

*Erzählen ist das einzige Spiel,
das zu spielen sich lohnt.*

FEDERICO FELLINI

Sie sprechen mit den Füßen, die beiden Jungen im Hof. Zwischen den Pinien. Ich sitze auf meinem Balkon, während die Hitze des Tages das Tal verlässt, und höre ihnen zu. Höre ganz genau hin. Unten das Geräusch des Balles, der getreten wird. Der Ball auf Stein, immer hin und her, bald Melodie.

Die beiden Jungen spielen, gemeinsam. Der eine, zehn Jahre alt vielleicht, stammt aus Frankreich. Seine Mutter liegt hinten am Pool. Der andere, etwas älter wahrscheinlich, kommt aus Polen. Sie sind sich gerade erst begegnet. Ein Urlaubsmoment, hier in Kroatien. Sie kennen die Wörter des anderen nicht. Aber dort unten, zwischen den Büschen, lag dieser Ball. Und mehr brauchten sie nicht.

Jetzt spielen sie, wortlos fast, seit bald einer Stunde. Immer hin und her. Der Ball auf Stein, er hat kaum noch Luft, schabt über den Boden, klatscht gegen umliegende Stämme.

Es gibt keine Tore und auch kein Feld. Die Jungen zählen nicht mit, ihr Spiel hat kein Ziel, aber das kümmert sie nicht. Es geht nur um den Ball, so unterhalten sie sich.

Jeder Pass eine Frage, jeder Schuss eine Antwort. Es ist ihre Sprache. Die Bewegungen, sie sind fließend darin.

Fußball, an diesem Abend mehr als genug.

Und ich sitze oben auf dem Balkon und muss an die zurückliegenden Tage denken, die lange Fahrt von Split nach Dubrovnik. Rechts immer das Meer, links immer die Hügel, die Hänge. Aber vor allem die Mauern, Häuserwände, Steilklippen aus Beton. Darauf die Farben des Fußballs, nicht zu übersehen. Gigantische Graffiti, oft meterlang und meterhoch. Überall am Wege. Das rot-weiße Schachbrett der kroatischen Flagge, ein blauer Ring drum herum.

Die Farben von Hajduk, dem Verein hier am Meer.

Der gefährliche Stolz der Region, als würde er jeden Moment durch den Stein brechen.

Der Fußball, als wäre er Amtssprache hier.

Er hatte mich über Stunden begleitet.

Und in den Hütten, den kleinen Läden an den Hauptstraßen der Küstenorte, hingen gleich auch die passenden Trikots, natürlich schlechte Kopien. Modrić wie selbst gemalt, Perišić aus Polyester, Srna als Souvenir.

20 Euro, guter Preis. Helden für die Kinder am Strand.

Kroatien, Vizeweltmeister von 2018 und seit jeher bekannt für feine Füße und faschistische Freunde, hatte in diesem Sommer mal wieder ein Finale erreicht.

Nations League gegen Spanien, und die Flaggen hingen aus den Fenstern, schlaff, aber doch stolz in der Mittagsglut.

Der Fußball war in den Bars und in den Cafés, in den Schlagzeilen und in den engen Gassen am Rand.

Der Fußball, man entkommt ihm halt nicht.

Er lehnt an der Leitplanke.

Ein Anhalter, lächelnd im Rückspiegel.

Er steht als Rentner am Kiosk.

Oder im Blaumann zwischen den Zapfsäulen.

Er liegt an der Kasse, zwischen Kippen und Bier.

Er kennt keine Grenzen und ist meist vor dir schon da. Und, ehrlich gesagt, hatte ich ihn ja selbst mit dabei. Sauber verstaubt. Der Kofferraum immer übervoll mit Momenten, seit Jahren unsichtbares Gepäck. Schließlich wusste ich, dass er mir nützlich sein würde.

Ein Kamerad, ein Freund in der Fremde.

Am Nachmittag dann, ein Tal im Hinterland von Dubrovnik, die Unterkunft noch weitestgehend verlassen, saß ein junger Schotte am Pool, die Waden im Wasser, ein Buch auf den Schenkeln. Das Cover war grün, weiße Linien dazu.

Ein Fußballfeld, Pfeile und Kringel. Taktische Striche.

The Mixer, das war der Titel.

The Story of Premier League Tactics.

Von hoch und lang zur falschen Neun.

Damit, eh klar, hatte er mich schon.

Als er schließlich aufstand und mir ein Getränk anbot, Gin Tonic aus der Dose, kamen wir gleich ins Gespräch. Er war Lehrer. Oberstufe, Psychologie und Sport, vor allem aber ein leidenschaftlicher Anhänger des Heart of Midlothian, Mittelmaß aus Edinburgh. Zuletzt abgeschlagen Vierter, sagenhafte 45 Punkte hinter Celtic, dem Dauermeister aus Glasgow. Ein hoffnungslos Verliebter also auch.

Die Hearts, darauf einigten wir uns schnell, waren im Grunde die schottische Hertha. Von windigen Präsidenten verraten, mit Punktabzügen bestraft. Die letzte Meisterschaft Jahrzehnte her. Womit wir das Schicksal der Sehnsüchtigen teilten, das dumpfe Dämpeln zwischen Tradition und Tristesse, und darauf natürlich noch einen trinken mussten.

Der Schotte holte noch zwei Gin Tonic.

Stimmungs doping. Wacholder gegen den Wahnsinn.

Die Sonne brannte in den Nachmittag, nur die Zikaden waren zu hören. Und dort am Pool, wie zur Abkühlung, sprangen wir bald mit dem Kopf voran in die Geschichte des englischen Fußballs.

Cantonas Kragen und Fergusons Föhn.

Alan Shearer und die ersten Buden in Blackburn.

Beckham und die Klasse von 92.

Tony Adams und der Alkohol.

Und natürlich, es dauerte vielleicht fünf Minuten, standen wir schließlich auch auf dem Rasen von Wembley, Sommer 1996, 79. Minute. Zwischen uns, und gleich wieder zum Greifen nahe, Paul Gascoigne. Das Gesicht leuchtrot, die Haare wasserstoffblond. Für immer 29 Jahre alt. Gazza aus der Konserve, unverbraucht in der Erinnerung.

Und er hebt den Ball über Colin Hendry, tritt dann den Ball in die Maschen. Das Tor des Turniers, der Jubel danach. Das ist hängen geblieben. Gänsehaut, auch bei 30 Grad im Schatten.

Gascoigne, sagte der Schotte schließlich.

Und schüttelte den Kopf dabei.

Dann musste er lachen. Weil wir hier am Beckenrand, schon leicht einen sitzen, natürlich die große Demütigung seiner Heimat beklatschten, die so schmerzhaftige Niederlage gegen den immer schon übermächtigen Nachbarn, diesen *Auld Enemy*. Und weil er dennoch nur schwärmen, das Tor, den Kommentar des Reporters, den Jubel danach, immer noch auswendig konnte.

Gazza, bloody hell! Ein Genie, über Grenzen hinweg.

Die Neunziger, sie waren auch sein Jahrzehnt. Und natür-

lich kannte der Schotte alle Geschichten. Und jede Schlagzeile noch obendrein. Den Griff in die Eier, den Absturz mit der Sporttasche, die Talkshow-Auftritte und Entziehungskuren.

The Dentist Chair Incident.

Weshalb wir nun also, nach zwei weiteren Drinks, mittlerweile *Staropramen* aus der Flasche, leichtfüßig mit Anekdoten jonglierten, uns die Momente zuschoben. Und damit in diesen angenehmen Strudel gerieten, diesen gemeinsamen Rausch, wenn aus Orten Wegmarken werden.

Und aus Namen Vokabeln.

Doppelpässe, bis in den Abend hinein.

Das also, dachte ich dann, geht noch immer.

Das hat sich, Fußballgott sei Dank, nicht verändert.

Denn schon früher, unterwegs in der Welt, habe ich auf die irgendwann gestellte Frage, wie viele Sprachen ich eigentlich spreche, immer wahrheitsgemäß und ohne Zögern geantwortet.

Drei.

Deutsch, na klar.

English, for sure.

Und Fußball.

Ging gar nicht anders, stimmte ja auch. Fußball war mein persönliches Esperanto, immer schon. Er konnte Türen und Menschen öffnen, Verbündete schaffen. Im Abteil eines Zuges, an der Theke einer schummrigen Spelunke, auf der Sonnenliege eines Sternehotels. Ganz egal. Weil oft schon wenige Silben reichten, Beckenbauer, Pelé, um sich selbst im Unbekannten wiederzuerkennen, im Gegenüber Gemeinsamkeiten zu finden. Eine Grundlage, für die dann sowieso

folgenden Gespräche. Diese von großen Gesten begleiteten Geschichten, fast pathologische Pantomimen.

Die Hand Gottes.

Der Kopfstoß Zidanes.

Zlatans Scherenschlag.

Fußball, erklärte der ungarische Schriftsteller Péter Esterházy im Vorfeld der Weltmeisterschaft 2006, ist, eher noch als das Christentum, längst Weltsprache.

Ein Satz, der zwar als Provokation gedacht war, der Wirklichkeit aber sehr nahekam, weil es da draußen, in Südafrika, Brasilien oder Vietnam, ja durchaus Menschen geben soll, die heute, statt eines beliebigen Bibel-Psalms, viel eher die Aufstellung des FC Barcelona auswendig aufsagen können, beten sie doch, das Stadion als Hochamt, längst zu anderen Göttern.

Fußball, das Evangelium nach Matthäus.

Die Gespräche, das habe ich oft genug erlebt, in Kapstadt oder in Rio, in Sydney, in Liverpool oder Berlin, ähneln sich dann. Weil das Vertraute am Ende Vertrauen schafft. Gerade, wenn Fußball die einzige Möglichkeit ist, sich überhaupt zu verständigen.

Dann hilft Schweinsteiger gegen das Schweigen.

Und Lewandowski über die ersten Lücken hinweg.

In Thailand, Jahre her, wohnte ich einmal in einer staubigen und tagsüber eher unaufgeregten Seitenstraße, abends aber wurde es schlagartig dunkel, dann begann das Blinken der Bordelle, und mittelalte Männer in Hawaii-Hemden, Glatzen und Golduhren, warfen gierige Blicke, Ausschnitte wie Auslagen. Es roch nach billigem Sex.

An diesen Abenden, die Luft klebrig fast, saßen immer

vier sehr lustige Typen auf der schmalen Holzveranda der kleinen Pension. Junge Thailänder, die Ketten trugen und Kette rauchten, die Zähne vom Tabak längst gelb. Sie verdienten ihr Geld, indem sie ihre Roller an schwere Touristen und leichte Mädchen vermieteten. Dann sahen sie den ungleichen Paaren hinterher, spuckten in den Sand, und lachten in den Rauch hinein.

Einer von ihnen hieß On.

Und On wollte sich gern unterhalten. Was jedoch gar nicht so leicht war, weil sein Englisch vor allem aus bunten Bruchstücken und ein paar wenigen, dafür aber umso ausgelatschteren Floskeln bestand. Ladyboy. Germany! Boom, boom! Damit, das merkten wir schnell, würden wir nicht weit kommen.

Weil On aber ein wirklich lustiger Typ war, mit einem Lächeln, so breit, es schien sein Gesicht jedes Mal in zwei Hälften zu teilen, und weil er sich nun mal so gern unterhalten wollte, entschied er sich für die Sprache, die wir beide verstanden.

Fußball.

So tippte er mir, in Abständen von etwa fünf Minuten, an den Arm, die Augen weit aufgerissen und stellte dann großartig groteske Halbsätze in die Gegend.

Germany, very good. Bayan Munschen, Bäckebaua! Chwaine Staiga, yes yes!

Dann nickte ich. Und er nickte auch, sichtlich zufrieden.

So richtig los ging es allerdings erst, nachdem ich ihm meinen eigenen Namen verraten hatte.

Ah, sagte er da, Lukas! Germany, Lukas Podolski. Very good. But I am Klosi! Klosi, very good.

Dann grinste er wieder und sah dabei tatsächlich so aus,

als würde er dort auf der Veranda auch gleich den entsprechenden Salto machen. Und obwohl ich mir ziemlich sicher war, dass On mit der SG Blaubach-Diedelkopf und dem FC Homburg eher weniger anfangen konnte, hatten wir nun unser Thema gefunden. Denn ausgehend von Klosi, very good, lächelte er sich nun einmal von vorne nach hinten, und in wirklich wilder Betonung, durch den Kader der Nationalmannschaft.

Mertesucker, big big!

Shaneida, Leeman, yeah!

Hin und wieder legte ich einen Namen in die Pausen.

Michael Ballack, remember?

Bis aus der Mannschaft ein Mantra wurde, ein Wechselgesang. Panini in Phuket.

On und ich, wir verstanden uns prächtig. Am Ende las er mir aus der Hand. Und am Morgen meiner Abfahrt schenkte er mir noch einen Talisman, einen Anhänger mit dem Bildnis einer thailändischen Gottheit, umarmte mich dann.

Lukas Podolski, sagte er in den Abschied hinein, Germany. Klosi!

Daumen hoch. Mehr musste er gar nicht sagen. Ich wusste ja genau, was er meinte.

Fußball, damit können Freundschaften beginnen. Selbst dann, wenn man anfänglich eher wenig gemein hat.

Ein anderes Beispiel, Frühsommer auf Kreta, erzählt davon. Denn dort, am Flughafen von Chania, lernte ich Jiannis kennen.

Er ist Taxifahrer, seit 15 Jahren bestimmt. Und Olympiakos-Fan, sein ganzes Leben bereits. Wie die Männer in Split brennt er für seine Mannschaft am Meer. Und sobald es Zeit

und Geld zulassen, fliegt er aufs Festland, Spieltag am Hafen, und steht mit den anderen im Feuer der Kurve. In seinem Wagen, das Lenkrad lässig in einer Hand, die Serpentine hinter geöffneten Fenstern, spricht er nur wenig. Da bringt ihn nichts aus der Ruhe. Doch geht es um Fußball, kann er sehr schnell sehr wütend werden.

Und laut.

Und Jiannis kann fluchen, Malaka.

Wenn die Trottel vom Festland mal wieder einen sicheren Sieg verschenkt, oder, Gott bewahre, das Derby gegen Panathinaikos verloren haben. Dann brennt er im Auto, dann beschlagen die Scheiben.

Das alles weiß ich mittlerweile, wir haben schon oft gemeinsam geschimpft. Zu Beginn aber war da nur Schweigen. Da lehnte er an der Motorhaube seines Wagens, abholbereit, schwarzes T-Shirt und schwarze Jeans, die Scheiben getönt, die Sonnenbrille verspiegelt, lächelte knapp und wuchtete mein Gepäck in den Kofferraum. Dann fuhren wir los.

Vor uns lagen anderthalb Stunden Fahrt, über die Berge der Insel, sehr enge Kurven, Hinterlandschaften, und Jiannis hatte keine Lust auf Gespräche. Er war nicht wie On, er wollte sich nicht unterhalten. Also rollten wir erst mal wortlos, die Stimmung karg wie das Land.

Dann musste er tanken. Und ich kaufte zwei Bier. Eins für den Weg und eins für den Strand. Nach dem ersten bereits beugte ich mich nach vorne und fragte ihn einfach, nach seinem Verein. Damit war die Stille vorüber. Denn plötzlich saßen auch die Namen im Fond, rot-weiße Legenden. Die Heiligen von Piräus. Olympioniken, lorbeerkranzgekrönt.

Rivaldo, der große Brasilianer mit den falschen Zähnen. Oder Christian Karembeu, Weltmeister und später Berater

des Klubs. Und schließlich auch Stelios Giannakopoulos und Antonios Nikopolidis, die beiden Griechen, Europameister 2004.

Ich kannte die meisten, das beeindruckte ihn.

Und weil wir dort nun mal durch Griechenland fuhren und weil sich unsere Erzählungen ohnehin schon in Richtung Olymp bewegten, Fußballgötter überall, stellte ich schließlich auch den König dazu.

Otto Rehhagel, seit zwanzig Jahren Volksheld.

Und Jiannis erzählte mir von jenen Tagen, in denen der Deutsche den Griechen ihren Stolz zurückgegeben hatte, und von den Nächten dazu, in denen an Schlaf nicht zu denken war, das ganze Dorf auf den Beinen, das ganze Land auf den Straßen. Die Sensation in der Luft, ein Flirren.

Eine nationale Aufregung.

Wenn die Spiele liefen, sagte Jiannis, standen die Fernsehgeräte vor den Wohnungen.

Die Mannschaft auf dem Bürgersteig, dann ergoss sich der Jubel in die Gassen.

Das, sagte er, werde ich niemals vergessen.

Und ich erzählte ihm von meiner Begegnung in Frankfurt, Rehhagel in der Kabine.

Kunstrasen, am Rande der Stadt. Länderspiel der Autoren, am Rande der Buchmesse. Erzählte also, wie ich einmal wirklich für den König verteidigen durfte, den Adler auf der Brust. Zweikämpfe gegen Norwegen. Und wie Otto, achtzig Jahre alt damals, zumindest versuchte, einer übersichtlich talentierten Mannschaft Tugend und Tradition an die Seite zu stellen.

Meine Herren, Sie müssen mit dem Kopf spielen!

Meine Herren, einsneunzig kann man nicht trainieren!

Meine Herren, wie Schiller schon sagte.

Die Bürgschaft in Ballonseide.

Rehhagel, sagte ich schließlich, what a show!

Und Jiannis schaute mich an, Unglaube im Schulterblick, dann machte er ein schnalzendes Geräusch mit der Zunge, das wohl Anerkennung ausdrücken sollte.

Rehhagel, Malaka! Nicht schlecht.

Seither sind wir so was wie Freunde, seither begrüßt er mich am Flughafen mit einem Lächeln und zwei Dosen Bier in der Hand. Eins für den Weg und eins für den Strand. Dann fahren wir über die Berge, tauschen Transfergerüchte, Wechselabsichten und Europacup-Träume.

Sehnsucht in den Serpentinaen, Kurvendiskussionen.

Fußball, wir sind fließend darin.

DIE STIMME DES KÖNIGS

*Meine Spieler sagen immer:
Der Ioannis redet wie ich, nur auf Griechisch.
Wir sprechen die gleiche Fußballersprache.*

OTTO REHHAGEL

*Wenn Rehhagel etwas Negatives gesagt hat,
habe ich das einfach ein bisschen anders übersetzt.
Mit Zuckerguss überzogen.*

IOANNIS TOPALIDIS

Dann ist dieses Finale wirklich vorbei.

Abpfiff im Estádio da Luz, erstmal Stille in Lissabon.

Dann ist wirklich wahr, was vier Wochen zuvor noch undenkbar schien. Eine Unmöglichkeit, von Experten belächelt, von Buchmachern gefürchtet.

Eine Anomalie der Geschichte.

Die Griechen, selbst unter Außenseitern noch Außenseiter, sind Europameister. Otto Rehhagel, der Trainer aus Deutschland, hat diesem Turnier und damit sich selbst die Krone aufgesetzt. Es ist, das schwingt in den Stimmen, dem Überschlag der Reporter, schlichtweg nicht zu fassen.

A footballing fairy story, schreit der englische Kommentator.

Ein Märchen. Die Krönung. Und, natürlich, ein Wunder.

Denn drunter, das wissen die Menschen in Bremen und Kaiserslautern, in Berlin und Uerdingen seit Jahren, macht es Otto Rehhagel nicht.

Das Wunder von der Weser.

Das Wunder vom Betzenberg.

Jetzt, 4. Juli 2004, weiß es auch der Rest der Welt.

Das Wunder von Lissabon.

Das Unfassbare, wie in Stein gemeißelt, später in das Silber der Trophäe gefräst. Ein Coup, als hätten die Griechen den Pokal gestohlen, den Gastgeber beraubt.

Die Spieler, strahlend in weißen Trikots, sinken auf den Rasen. Selbst noch nicht sicher, ob das wirklich stimmen kann. Dieses 1:0 auf der Anzeigetafel.

So knien sie im Augenblick. Und Antonios Nikopolidis, der Torwart, liegt wie niedergestreckt in seinem Strafraum, im Gesicht ein griechisches Grinsen.

Dann tollt der König über den Platz, nicht mehr zu halten. Rehhagel, im schwarzen T-Shirt, drei Streifen auf der Schulter. Er hüpfte, er lacht, herzt seine Spieler, herzt jeden, der ihm dort unten auf dem Rasen begegnet. Jeden, der gerade in der Nähe ist, als wüsste er gar nicht, wohin mit all dieser Freude, die Genugtuung ist und Erleichterung gleichermaßen.

Rehhagel, durch den Trubel hindurch.

Und irgendwann, es mögen Minuten vergangen sein oder doch nur Sekunden, findet er auch jenen Mann, der das alles, dieses noch größere Wunder, Otto auf dem Olymp, überhaupt erst möglich gemacht hat. Durch seine Sprache, seinen Einsatz bis zur Erschöpfung. Und der sich selbst jetzt noch, in der Umarmung seines Liberos, dem 1,96 Meter gro-

ßen Traianos Dellas, ebenfalls übermannt, in diesem kolosalen Durcheinander der Euphorie also, an sein Notizheft klammert, fest in der rechten Hand, als würde es sonst verloren gehen. Darin doch all die Geheimnisse und Kniffe der vergangenen Wochen, darin die Beobachtungen und Formeln, die Taktik, und vielleicht sogar das Rezept für diesen unwahrscheinlichen Triumph.

Ioannis Topalidis, als könnte er noch nicht loslassen.

Er ist Rehagels Co-Trainer, er ist der Assistent. So steht es auf der Arbeitskarte, die er an einem Band vor dem Bauch trägt. Aber eigentlich ist er viel mehr als das. Topalidis ist seinem Chef in den vergangenen Monaten selten von der Seite gewichen, hat Brücken gebaut und die Ansprachen des Trainers, oft deutsches Graubrot, mit ordentlich Honig bestrichen.

Er ist, das wird der *Spiegel* später schreiben, der heimliche Star dieses Sommers.

Der unbesungene Held.

Und Otto Rehagel öffnet die Arme, weit, es gibt ein Foto davon, für die Ewigkeit, dann springt er Topalidis auf den Rücken. Dann, Medaillen um den Hals, fallen sie gemeinsam durch die Nacht.

Ein Trainer ohne Sprache, so hat es die *WELT* einmal geschrieben, ist nackt.

Wenn das stimmt, hat Ioannis Topalidis damals, im Sommer 2004, den König eingekleidet. Dann war er, mit dem hier passenden Pathos gesprochen, der Schneider des Erfolgs.

Der Mann mit den Fäden in der Hand.

Doch wenn man ihn heute, bald zwei Jahrzehnte später,

danach fragt, auf einer Terrasse in Thessaloniki, im Rücken das Meer, winkt er ab. Sofort. Lächelt und verwehrt sich, bewusst bescheiden. Und fängt stattdessen zu schwärmen an. Von Rehmagel, seinem Freund, von der gemeinsamen Zeit. Dann rückt er hinein in den Rückblick, bestellt einen griechischen Kaffee und ist sofort wieder in der Geschichte. Da braucht es nicht viel, da reicht ja ein Stichwort, eine Szene nur. Dann sitzt er gleich wieder an der Seite des Chefs, mit Otto auf der Bank. Und es ist, unmittelbar, noch etwas anderes zu spüren.

Der besondere Stolz, auf das Erreichte. *Europameister 2004*, Topalidis trägt diesen Titel wie einen Titel. Es ist die Trophäe seines Lebens, sie hat seine Biografie veredelt.

Aber wie, bitte schön, war das überhaupt möglich? Und, wenn wir schon mal dabei sind, wie wurde er, ein Namenloser zuvor, die Stimme des Königs?

Ioannis Topalidis lächelt. Und kehrt dann zurück, in den Sommer 2001.